



Amazonas- Fieber

Text: Peter Glöckner **Fotos:** Peter Glöckner und Axel Brümmer

Seit 20 Jahren erkunden Peter Glöckner und Axel Brümmer die Welt auf unkonventionelle Art. So radelten sie während mehrerer Jahre mit dem Fahrrad um den Globus, segelten mit einer chinesischen Dschunke auf den Weltmeeren und erkundeten mit dem Paddelboot den Amazonas. Die beiden sind keine Hightechabenteurer, sie reisen lieber mit einfachen Mitteln, gesundem Menschenverstand und Humor. Ihre grosse Liebe gilt dem Amazonasgebiet Brasiliens, wo es sie immer wieder hinzieht. Zuletzt paddelten sie durch die einsame Wunderwelt eines kleinen Flusses im Süden Amazoniens.



Rückblick ins Jahr 1993: Mein Reisepartner Axel und ich waren nach unserer bisher drei Jahre dauernden Weltumrundung in Manaus – der ehemaligen Kautschukmetropole im Herzen des Amazonasurwaldes angekommen. In dieser heute vorsintflutlich anmutenden Prä-E-Mail-Zeit hatten wir bereits seit über einem halben Jahr keine Nachrichten von zu Hause erhalten. Keinen Brief, kein Telefongespräch, nichts. Sehnsüchtig erwarteten wir im General Post Office in Manaus endlich wieder einmal Post und wurden nicht enttäuscht. Ein riesiger Stapel Briefe wartete postlagernd auf uns. Ganz zuunterst entdeckte Axel eine ganz besondere Nachricht: Eine Frau bat uns, nach ihrem Bruder zu sehen, der vor siebzehn Jahren in den Amazonasurwald ausgewandert war und dort als Einsiedler lebte. Sie hatte zwar seither nie wieder etwas von ihm gehört, uns aber seinen Abschiedsbrief beigelegt, worin er genau beschrieb, wohin er ziehen würde. Ob Eberhard noch lebte? Unsere Neugier war geweckt.

Nach einer langwierigen Suchaktion standen wir dann vor ihm. Ein hagerer, drahtiger Endfünzfziger, der vom Klima und der harten Lebensweise eines Selbstversorgers gezeich-

net war. «Seit vor zwölf Jahren mein Spiegel zerbrochen ist, seid ihr die ersten Weissen, die ich zu Gesicht bekomme», staunte er uns an. Weit entfernt von der Bedürfnislosigkeit eines Diogenes fand er durchaus Gefallen an den zivilisatorischen Errungenschaften, die wir mitgebracht hatten. Am meisten freute ihn das Bier, und selbst die Spielkarten, die wir mitbrachten, mussten wir rausrücken. Ich staunte: Weder seine Muttersprache noch die Kniffe des urdeutschen Skatspiels waren bei ihm während der langen, einsamen Zeit in Vergessenheit geraten.

Lehrreiche Zeit bei einem Aussteiger. Die folgenden Wochen verbrachten wir damit, den Lebensstil dieses Aussteigers kennenzulernen. Langsam begriffen wir, dass der Urwald weder eine grüne Hölle noch ein grünes Paradies ist. Wer hier überleben will, muss nicht nur seine Ansprüche extrem heruntersetzen, sondern dafür auch noch weit härter arbeiten, als wir es für möglich gehalten hätten. Die Belohnung besteht darin, dass man inmitten unberührter Natur leben darf, die von den Fallstricken und dem Wirrwarr unseres hochzivilisierten mitteleuropäischen Bürokratenschungels gänzlich befreit ist. Ja, solches Urwalddasein hat durchaus seinen Reiz: nie mehr Gewichtsprobleme, kein Stress

und keine nervenden Behörden. Dafür gibt es ganz andere Anstrengungen und Probleme: das zweimal pro Tag Fischen, das Jagen im dichten Urwald oder das Pflegen und Überwachen der Pflanzungen. Die Nahrungsbeschaffung hat oberste Priorität für einen Urwaldbewohner, erst an zweiter Stelle stehen andere Aktivitäten, zum Beispiel das Suchen von medizinisch wirksamen Pflanzen. «Krank werden kann nur, wer nicht verhungert ist», kommentierte Eberhard diesen Umstand.

Dem alle paar Monate vorbeipaddelnden Händler muss Eberhard auch immer etwas anbieten können. Völlig autark leben würde nämlich bedeuten: nie wieder Salz am Essen, keine Batterien für das Kurzwellenradio (der einzige Luxus, den wir bei Eberhard sahen), ja nicht einmal Öl für eine Lampe, die in der Nacht die Tollwut übertragenden Vampirfliegendermäuse fernhält. Und er verzichtet auch nicht auf Kleidung oder auf eine baumwollene Hängematte. «Wegen der Ameisen, Spinnen, Skorpione oder Schlangen sollte man lieber nicht auf dem Boden schlafen. Zwar hacken meine Hühner viel weg, aber eben doch nicht alles. Auch die Indianer schlafen in Hängematten. Wer sich keine eintauschen kann, nimmt einfach ein Bündel besonders flexibler, dünner Lianen und spannt diese als Ersatzhängematte auf. Das ist allerdings unbequem,

Dieses unheilbare Fieber zieht uns immer wieder an den Amazonas.



und wenn ich den ganzen Tag über hart gearbeitet habe, möchte ich wenigstens gut schlafen.»

«Wie kann es eigentlich sein, dass in einem derart vielfältigen Ökosystem wie dem Amazonasurwald kaum etwas Essbares zu finden ist?», wunderte ich mich. «Nun, alles was geniessbar ist, wird auch gegessen», ist die einfache Antwort des Aussteigers. «Das bedeutet, dass ein versteckt stehender, einzelner Baum mit süssen Früchten durchaus eine Chance hat, nicht entdeckt zu werden. Eine Gruppe von Bäumen zieht aber viele hungrige Tiere an und wird schnell kahlgefressen. Er wies auf ein Pflanzenbeet, das aus einem, auf ein Gerüst gestellten, alten kaputten Einbaum bestand. «Wenn ich hier Radieschen oder Petersilie pflanze, muss ich höllisch aufpassen, dass mir keine Vögel das zarte Grün rauspicken, sich hungrige Leguane darüber hermachen oder Affen die Pflanzen ausreissen. Und gegen die Termiten muss ich die Gerüstbeine regelmässig mit Öl einstreichen. Sonst klettern die hier hoch und fressen einfach die Wurzeln weg.»

Die sechs Wochen, die wir bei Eberhard blieben, wurden für uns zu einer lehrreichen Zeit, und wir fingen immer mehr Feuer für den



Vor 16 Jahren. Damals mit zwei Booten unterwegs (l. oben).
Aussteiger. Bei Eberhard auf der ersten Reise (ganz oben).
Goldsucher. Auf der Suche nach dem Glück (Mitte).
Indianer. Bedroht von der Zivilisation (unten).

Amazonas. Wir waren fasziniert von einem selbstbestimmten Leben, wir verstanden, dass ein ruhiger Sonnenuntergang über dem Fluss und das ferne Geschrei der Brüllaffen erfüllender war als jede Quizsendung im Fernsehen. Der Amazonas hatte uns in seinen Bann gezogen. Wir wussten schon jetzt, dass wir wiederkommen würden.

Wiedersehen mit Amazonien. Fünf Jahre später war es so weit. Gegen Ende unserer Weltreise – wir waren von Australien gekommen, wo wir mit den Fahrrädern durch sämtliche Wüsten Australiens geradelt waren – standen wir am Fuss der bolivianischen Königskordillere an einem kleinen Bächlein, dessen Wasser sich mit dem mächtigsten Strom der Erde vereinen und Tausende von Kilometern später in den Atlantik fliessen würde. Wir nahmen uns vor, zum Meer zu paddeln. Axel und ich bildeten ein perfektes Gespann. Wir kämpften uns durch Wildwasser, begegneten Schmugglern, Goldsuchern und anderen finsternen Gesellen und boten korrupten Beamten die Stirn. Wir lernten Indianer auf allen Stufen der Anpassung an die westliche Zivilisation kennen, besuchten Yanomami-Indianer, paddelten auf dem Rio Negro und trafen Urwaldbauern, Missionare und Axels künftige Frau. Nach zwei Etappen von je acht Monaten standen wir am Atlantik. Etwas angeschlagen zwar – ich musste zuerst meine dritte Malaria ausheilen –, aber mit einem anderen Fieber, das unheilbar war und uns immer wieder an den Amazonas ziehen würde. Per Paddelboot unternahm Axel und ich in den folgenden Jahren zahlreiche Reisen auf den verschiedensten Flüssen Amazoniens.

Neue Herausforderung. Die Reise, die wir jetzt, im Sommer 2007 planen, soll für uns, die wir uns einbilden, Amazonien inzwischen etwas zu kennen, ein absolutes Novum werden. Nach langer Recherche, die heutzutage völlig unromantisch hauptsächlich per Internet und Google Earth stattfindet, einigen wir uns auf einen Fluss, der im Süden, im «Mato Grosso», entspringt. Wir wollen uns einer völlig neuen Herausforderung stellen: Paddeln in wochenlanger, absoluter Einsamkeit. Auf den bisherigen Reisen stiessen wir nach spätestens fünf Tagen immer wieder auf Leute, die am Fluss wohnten. Diesmal soll es eine Reise werden, auf der wir mit absolut keiner Hilfe rechnen können – egal, was passiert. Jeder Fehler kann katastrophale Folgen haben. Ausrüstung, die vergessen, verschlissen oder verloren geht, ist nicht mehr zu ersetzen. Allerfrühestens nach fünf Wochen, so schätzen wir, dürfen wir wieder mit Menschen rechnen. Dazwischen liegt pures Abenteuer. Um dieses auch wirklich zu geniessen und auch dem Risiko eine ehrliche Chance zu lassen, verzichteten wir selbst auf ein Satellitentelefon. «Die Entdecker früher hatten so etwas auch nicht dabei», beschwichtigen wir unsere Ver-

wandten und Freunde. «Orellana, der spanische Konquistador, wusste nicht einmal, dass er auf der anderen Seite des Kontinents rauskommen würde, als er auf der Suche nach Gold den Fluss zum ersten Mal von West nach Ost befuhr. Wir dagegen wissen ganz genau, wo wir hinwollen, und kennen ausserdem den Amazonasurwald sehr viel besser als er.» Dabei verschweigen wir natürlich die zahlreichen Probleme und vor allem die ausgesprochen vielen Toten, die Orellanas kleine Gruppe zu verkraften hatte. Axel erkläre ich diesbezüglich: «Dank unserer exzellenten, auf wissenschaftlicher Basis beruhenden Logistik, der ultramodernen Ausrüstung mit Materialien aus der Weltraumforschung und dem Umstand, in der Recherche zur Tour die fortschrittlichste Technik eingesetzt zu haben, kann ich mit gewisser Sicherheit davon ausgehen, dass unsere Reise keinesfalls mehr als zwei Todesopfer zu verzeichnen haben wird!»

Am einsamen Fluss. Unsere Mängel können von grossspurigen Worten aber nicht über-tüncht werden. Schon die Frage, wie wir unseren anvisierten Fluss erreichen, beschäftigt uns. Sollen wir mit einem Flugzeug eine nahe gelegene Urwaldpiste ansteuern oder uns gleich per Helikopter zum Wasserlauf bringen las-



sen? Wie schon so oft auf unseren Reisen verfallen wir auch diesmal auf Axels Methode, die er im Gegensatz zu mir hervorragend beherrscht: nicht allzu viele Gedanken machen, und einfach mal sehen, wie es geht.

Bereits während der geografischen Annäherung wird mir klar, dass die Provinz «Mato Grosso» ihren Namen heutzutage möglicherweise zu Unrecht trägt. Vom «Grossen Wald» bekommt der Reisende immer weniger zu sehen. Dafür gibt es in den Dörfern an jeder Ecke leckere Hamburger oder köstliche Rinderfilets. Ja, der Wald ist Tausenden von Rinderweiden gewichen! Das müssen wir feststellen, als wir im reichlich verschlafenen Örtchen Juina ankommen, wo unser Flugzeug abheben soll.

Axels Problembewältigungsmethode bewährt sich auch diesmal, und mit einem gewissen Ätch-Effekt kann er mir einmal mehr

meine unnötigen Sorgen vorhalten. Eine Anreise auf dem Luftweg ist nämlich völlig überflüssig geworden, weil sich die Rinderweiden inzwischen sehr viel weiter nach Nordwesten ausgedehnt haben, als sämtliche Internetrecherchen vermuten liessen. Eine kleine, schlammige, nur für Geländewagen oder besonders robuste Vieh- und Holztransporter befahrbare Piste windet sich zum Startpunkt unserer Tour. Ein letztes Mal inspizieren wir unsere Vorräte und gehen die Ausrüstungsliste durch, bevor wir in den kleinen Laster steigen, der uns zum Fluss bringt.

Beim ersten Augenschein weicht unsere Skepsis schnell ausgiebiger Vorfreude, denn die Viehweiden sind weit vom Fluss entfernt. Er ist genau so, wie wir ihn uns erträumt haben: klein, kaum fünf Meter breit, durch umgestürzte Bäume und zahlreiche Stromschnellen für schwere Einbäume unbefahrbar, da-

durch an seinen Ufern absolut unbewohnt und völlig einsam! Der Fluss führt klares, teerfarbenes, fast mückenfreies Schwarzwasser, also genau der Wassertyp, den wir uns erhofften. Fantastische bunte Schmetterlinge flattern uns um die Ohren – wenn das kein gutes Zeichen ist.

Gut gelaunt, bauen wir unser schlankes und flach im Wasser liegendes Zweierschlauchboot zusammen. Die Gepäckverstaueung muss in den nächsten Tagen wohl noch optimiert werden. Aus bitteren Erfahrungen früherer Paddeltouren klug geworden, bindet Axel sämtliche Gepäckstücke sicher am Boot fest.

Hält das Boot? Im ersten Morgenlicht herrscht eine unwirkliche, fast gespenstische Stimmung am Fluss. Dichte Nebelschleier hüllen die Wipfel der Baumriesen am Ufer ein. Noch bevor die Sonne durch den Nebel bricht, legen wir ab. Mit klopfenden Herzen, innerlich gespannt auf das vor uns Liegende, schieben wir den Bug in die Strömung. Ein letzter Blick zurück zu der klapprigen Holzbrücke, über die seit gestern Mittag, als uns der Laster ausgeladen hatte, kein Fahrzeug mehr gefahren ist. Ab hier beginnt die Einsamkeit. Nichts deutet darauf hin, dass vor uns je ein Mensch diesen Fluss befahren hätte – keine Spur von Zivilisation oder Zivilisationsmüll, nur unberührter Urwald. Sanft zieht uns die Strömung in die vor uns liegende, gewundene Schneise im dichten Grün. Eine wild lärmende Horde kleiner schwarzer



Affen überquert den Fluss, indem sie spielerisch die fehlenden zwei Meter von einer Baumkrone zur anderen überspringt.

Unser Vorwärtskommen bleibt nicht lange so unbeschwert. Bereits hinter der nächsten Flussbiegung liegt ein umgestürzter Baum im Wasser und versperrt die Weiterfahrt. Damit haben wir gerechnet. Unsere messerscharfen Macheten, die bewährten Buschmesser, können dem eisenharten Holz aber nicht viel anhaben. Also binden wir das sorgfältig verstaute Gepäck bereits wieder los und balancieren es vorsichtig über die wackligen Äste auf die andere Seite des Baumes. Dann holen wir das Boot auf die gleiche Weise rüber und beladen es erneut. Nach einer Viertelstunde sitzen wir wieder drin und fahren weiter. Allerdings für keine fünf Minuten. Dann liegt vor uns bereits der nächste Urwaldriese im Wasser. «Wenn das so weitergeht, brauchen wir aber wesentlich länger für unsere Tour», überlegt Axel und wirft noch einmal einen skeptischen Blick auf unsere doch recht spärlich anmutenden Essensvorräte. «Na ja, wenigstens haben wir da nicht allzu viel zu schleppen.»

Ich mache mir vor allem um die Aussenhaut unseres Bootes Sorgen. Die hat schon beim Transport stark gelitten, und die scharfen Spitzen der Stachelpalmen und vieler anderer dornenbewehrter Gewächse verdeutlichen mir

Schlafidylle. Schon bei früheren Amazonasabenteuern war die Hängematte unentbehrlich (l. oben).

Riesennetz. Viel Arbeit für die Spinnen (oben).

Startpunkt. Vor dem Einwassern (ganz links).

Harte Arbeit. Wegen einer Stromschnelle muss das Boot durch den Wald getragen werden (links).

die Endlichkeit unseres Flickzeugvorrates. Und was ist mit dieser Grasart, die so scharfe Halme hat, dass sie beim unvorsichtigen Herumlaufen spielend die Beinhaut aufschneidet? Ist die Aussenhaut unseres Freizeitspass-Bootes diesem Gewächs gewachsen? «Axel, hast du eigentlich die Bedienungsanleitung für das Boot gelesen? Dort steht drin, dass es auf keinen Fall für professionelle Einsätze verwendet werden darf.» Im Gegensatz zu Axel, der solche Zettel grundsätzlich ignoriert, mache ich mir oft die Mühe und lese sie aufmerksam durch. «Ein Glück, dass wir nur zum Spass hier paddeln», antwortet mir Axel. Nach einer Weile fügt er nachdenklich hinzu: «Da hätten wir uns wohl vor dem Start juristisch schlau machen sollen. Können wir den Hersteller verklagen, wenn wir im Urwald umkommen, weil unterwegs das Boot kaputt ging?»

Bereits am übernächsten Tag löst sich das Problem der behindernden Bäume auf ganz natürliche Weise. Zuflüsse verbreitern unseren Fluss so weit, dass einzelne Bäume nun nicht mehr den ganzen Wasserlauf blockieren

können. Schneller voran kommen wir dennoch nicht, denn nun beginnt ein schwieriger Abschnitt, der auch Grund dafür ist, dass wir hier keinem Menschen begegnen. Stromschnellen und Wasserfälle stellen Hindernisse dar, die sich schon aus der Ferne mit lautem Rauschen ankündigen.

Schweisstriefend durch den Urwald. Zeitlich haben wir die Tour so geplant, dass der Fluss seinen höchsten Wasserstand nun gerade hinter sich hat, der Pegel also allmählich wieder sinkt. Das bedeutet aber noch immer eine starke, uns beim Paddeln unterstützende Strömung und später, im unübersichtlichen Überschwemmungswald, eine leichtere Orientierung. Es heisst aber, dass auch im Bereich der Stromschnellen und Wasserfälle das Wasser hoch steht und wir keinerlei Chance haben, uns von einem Felsen aus einen Überblick über den vor uns liegenden Abschnitt zu verschaffen. Auch vom Ufer aus, das von dichtem Primär-Urwald zugewuchert ist, lässt sich fast nie erkennen, ob die vor uns liegende, wild schäumende Passage mit dem Schlauchboot befahrbar ist. Oft müssen wir an Land ausweichen und umtragen. Das ist anstrengend, denn natürlich ist der «Weg» nichts anderes als ursprünglicher Urwald mit nur minimal ausgedünntem Unterholz. Ständig bleiben wir mit

Eine lärmende Horde kleiner schwarzer Affen überquert den Fluss.



unserem Gepäck an Schlingpflanzen hängen, stecken im Lianen gewirr fest oder brechen mit den Füßen in einen auf dem Boden liegenden, nicht mehr als solchen erkennbaren Baumstamm ein. Wir werden von scharfkantigen Gräsern geschnitten, von Dornen und allen möglichen Insekten gestochen und von Ameisen gebissen.

Im Wald geht im Gegensatz zum Wasser absolut kein Windhauch. Unsere Körper kleben vor Schweiß. Am Ablegeplatz werfen wir unser Gepäck auf den Boden und machen uns auf den Rückweg. Drei Mal müssen wir jeweils diese Tour hinter uns bringen, um alle Ausrüstung und das Boot zu schleppen. Haben wir es schliesslich geschafft, bauen wir schweissüberströmt das Boot zusammen, verstauen unser Gepäck und versuchen, so schnell wie möglich wieder auf den Fluss zu kommen. Dort nehmen wir im fast dreissig Grad warmen Wasser immer zuerst ein erfrischendes Bad. Dabei werden die Ameisen abgewaschen und die Folgen ihrer Bisse gelindert. Fast erholt, klettern wir zurück ins Boot und schauen uns die Stromschnellen nun von unten an. Sie sehen eigentlich gar nicht mehr so gefährlich aus. Dort links...? «Sag mal,

Schwierige Orientierung. Die Karten sind oft ungenau (oben).

Wasserfälle. Schon von weitem hörbar und mit dem Boot nicht zu befahren (rechts oben).

Kleines Naturwunder. Ein Frosch nicht grösser als ein Fingernagel (rechts).

Spuren. Wir bekommen nur die Spuren der Jaguare (Onzas) zu Gesicht (rechts unten).

Axel, hätten wir dort nicht ganz einfach diese Rinne hinunterfahren können?» Unwirsch knurrt er eine Antwort. Niemand gesteht sich gerne ein, gerade fast zwei Stunden mühsamer Arbeit umsonst gemacht zu haben. Und doch wird gerade dies zu unserer tagtäglichen Beschäftigung. Selten haben wir das Glück, einen lichten Wald zu finden, wo wir das Schlauchboot als Ganzes tragen können, ohne die Luft ablassen zu müssen.



Winzige Peiniger. Die Begeisterung und das Engagement, das wir in den ersten Tagen für solche Strapazen aufgebracht haben, lässt schon bald nach und weicht einer eigenartigen, aber keinesfalls griesgrämigen Lethargie. «Für mich ist das ähnlich wie auf unseren Radtouren», sagt Axel, als wir uns nach einer weiteren sinnlosen Umtragelei gerade auf dem Fluss treiben lassen. «Den Gegenwind auf den dreitausend Kilometern durch die argentinische Pampa haben wir auch einfach hingenommen. Ich glaube nicht, dass wir die so locker hinter uns gebracht hätten, wenn wir dagegen angekämpft hätten. Das macht einen moralisch nur kaputt. Man muss ein-

Bei diesen lästigen Blutsaugern erweisen sich alle Abwehrmittel als wirkungslos.



fach die Widrigkeiten akzeptieren und trotzdem sein Ding durchziehen.» Klar, wenn man deswegen schlechte Laune bekommt, macht es einen nur noch viel mehr fertig, sinniere ich. «Kannst du dich noch an Gunnar erinnern, wie der in der Gibsonwüste in Australien geflucht hat, als wir wegen dem vielen Sand unsere Räder immer und immer wieder endlose Kilometer schieben mussten? Der war, obwohl eigentlich körperlich fitter, abends viel mehr geschafft als wir. Aber etwas gibt es doch, worüber man sich ärgern darf.» Verwundert schaue ich zu Axel. «Hörst du, wie es da vorne wieder rauscht? Das klingt ganz nach...» Wir lachen beide gleichzeitig los.

Auch die auf dem Fluss uns ständig piesackenden Sandfliegen stellen keine wirkliche Überraschung dar. Wenn der Morgennebel der erbarmungslosen Tropensonne weicht, erscheinen sie und lassen es sich bis zum Abend nicht nehmen, uns als treue Weggefährten zu begleiten. Mit kaum mehr als einem Millimeter haben sie genau die richtige Grösse, um grundsätzlich übersehen zu werden. Dieses Manko an optischer Präsenz machen sie locker mit ihren Bissen wett, die ein winziges Bluttröpfchen auf der Haut hinterlassen und endlos lange jucken. Alle Insektenabwehrmittel erweisen sich als wirkungslos. Das Einzige, was wirklich gegen sie hilft, sind Bäche von Schweiß. Und die zu produzieren, fällt uns nun wirklich nicht schwer. Also paddeln wir, was das Zeug hält. Neben der geringeren Anzahl von Sandflie-

genbissen hat dies den angenehmen Nebeneffekt, dass wir so wesentlich zügiger vorankommen.

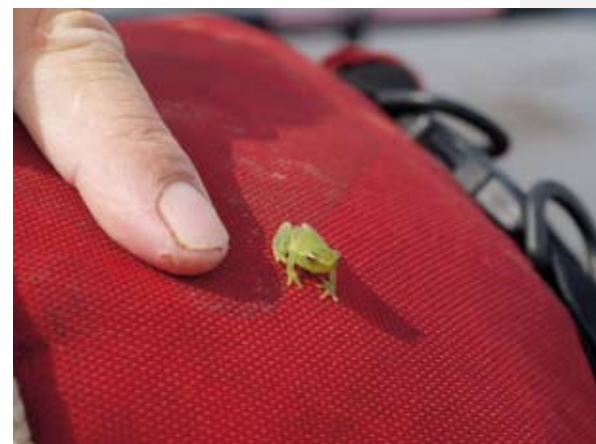
Tage später, als wir das mörderische Paddeltempo einfach nicht mehr durchhalten, ziehen wir trotz der Hitze lange Hemden, Hosen und Strümpfe über. Axel beschwert sich zwar, dass die Sandfliegen mitunter einfach durch die Sachen stechen, aber da sie das bei mir nicht tun, stört mich nun sein Gejammer statt der Insektenstiche. Zurück in der Zivilisation werden wir den Tipp erhalten, dass Einreiben mit Speiseöl der einzige funktionierende Schutz vor den Biestern wäre...

Kein Gaumenschmaus. Dieses Wissen hätte uns ohnehin nichts genützt, da wir zwecks Gewichtsersparnis kein Speiseöl, ja nicht einmal Kochgeschirr dabei haben. Genau genommen besitzen wir nur Zwiebeln, Knoblauch und einige Kilogramm von diesem sägespanartigen, aber ausgesprochen stärkehaltigen Maniokmehl, Farinha de Mandioca. Es verleidet uns zwar schon nach wenigen Tagen, hat aber den grossen Vorteil, dass es ungeheuer sättigt. Mit etwas Flusswasser kalt angerührt, erfüllt es genau unsere Anforderungen. Schliesslich war unsere Tour nie als Gourmetreise geplant.

Da unsere Angelversuche auf früheren Paddeltouren nie so richtig von Erfolg gekrönt waren, verzichteten wir diesmal ganz darauf, zumal ich mich mit spitzen Angelhaken in einem Schlauchboot nicht so richtig anzufreunden vermag.

Eigentlich ist es komisch: Einerseits wollten wir unbedingt eine Reise in der völligen Einsamkeit unternehmen, andererseits machen wir nun alles dafür, dass wir möglichst schnell vorankommen. Axel hat eine Theorie: «Wir werden uns bald so sehr nach den Annehmlichkeiten der Zivilisation sehnen, dass wir schon jetzt darauf achten, keine Zeit zu verschwenden.»

So wiederholt sich Abend für Abend das gleiche Spiel: Weil die Nacht in Äquatornähe sehr schnell hereinbricht, wir aber mit dem Suchen eines idealen Nachtlagers möglichst lange zuwarten wollen, veranstalten wir in der letzten halben Stunde Tageslicht ein regelrechtes Rennen auf dem Fluss. Wenn das Lager dann aufgeschlagen und das Boot gesichert ist, legen wir uns erschöpft in die Hängematten, spannen das Moskitonetz darüber und lauschen den Klängen des Urwalds. Zikaden zirpen in den verschiedensten Tonlagen. Krokodile weisen mit einem «Onk Onk» auf ihre Präsenz hin. Frösche quaken und tönen wie knarrende Türen. Manchmal verstecken sie sich in einem hohlen Baumstamm und benützen diesen als Resonanzkörper. In unregelmässigen Abständen stossen Brüllaffen ihre markerschütternden, lang anhaltenden Schreie aus, die durch halb Amazonien hallen. Auch Vögel geben die eigenartigsten Geräusche von sich. Der Regenpfeifer stösst einen Ton aus, der stark dem Pfiff eines Teenagers ähnelt, der einem hübschen Mädchen



hinterherpfeift. Hübsche Mädchen gibt es hier aber bestenfalls in unseren Träumen. Axel stören die abwechslungsreichen Töne in seinem Schlaf. Am Morgen beschwert er sich oft: «Was du wieder geschnarcht hast! Als ob du den Urwald in einer einzigen Nacht abholzen wolltest.» «Ach was, das waren meine Lockrufe, mit denen ich Onzas anlocken wollte.» Onzas, wie hier die Jaguare genannt werden, sind in der Regel viel zu scheu, als dass man sie zu Gesicht bekommen würde. Allerdings sind uns vor der Reise einige Schauergeschichten erzählt worden. Von Jaguaren, die sogar schwimmend versuchen, Angler in ihren Booten zu erwischen! Als wir eines Abends direkt neben unserem Nachtlager frische Jaguarspuren im Uferschlamm entdecken, behält Axel seine Machete immer in Griffweite.

Ich habe mehr Respekt vor Schlangen. Besonders die Buschmeister, eine Viperart, bewegt oft meine Fantasie. Mit bis zu dreieinhalb Metern Länge ist sie die weltweit zweitgrößte Giftschlange. Mit der Menge ihres Giftes, das sie bei einem einzigen Biss absondert, kann man angeblich eine Mokkafülle füllen. Ohne Serum – natürlich haben wir keines dabei – braucht man sich bei einem Biss keine Sorgen mehr zu machen. Axel, der sich bisher ums kriechende Getier nicht allzu viele Gedanken gemacht hat, ändert seine Einstellung schlagartig. Nach einer kurzen Mittagsrast, in der wir uns trotz des sandfliegenverseuchten Flusslaufes ein wenig treiben lassen, schlägt er plötzlich um sich. Mit kalkweissem Gesicht und hektischem Blick sucht er das Wasser um unser Boot herum ab. «Hast du das gesehen?», fragt er mich nervös. «Was meinst du?» «Mann, da war eine Schlange mit einem gekreuzten Rückenmuster, die direkt vor dir versuchte, ins Boot zu gleiten! Hast du die wirklich nicht gesehen?» Nein, habe ich nicht. Aber ein paar unschöne Gedanken schießen mir durch den Kopf. «Wenn so eine Schlange ins Boot kommt, was machen wir dann eigentlich? Wir können sie im Gummiboot ja schlecht mit der Machete zerstückeln.» Obwohl wir eine ganze Weile darüber diskutieren, kommen wir zu keiner



zufriedenstellenden Lösung. Am besten ist wohl, sie gar nicht erst ins Boot zu lassen. Und das bedeutet erhöhte Wachsamkeit, denn schon am nächsten Tag windet sich kurz vor uns wieder etwas Längliches durchs Wasser.

Aggressive Bienen. Schon bald reift in uns die Erkenntnis, dass wir wirklich ausgesprochenes Glück haben mit unserem Fluss. Nie zuvor haben wir so viele Tiere auf einer einzigen Paddelreise gesehen. Obwohl die meisten Tiere Insekten sind und nicht unbedingt die friedfertigsten: Bienen zum Beispiel, die an manchen Tagen ungewöhnlich aggressiv und zahlreich am Flussufer auftreten und dort jeden Aufenthalt zur nervlichen Belastungs-

probe machen. Auf die Frage, woran man eigentlich die berüchtigten südamerikanischen Mörderbienen erkennt, weiss auch Axel keine Antwort. Als sich die Viecher abends beim Dunkelwerden sogar unter die Moskitonetze schleichen, ist es aus mit der Ruhe. Axel will aus Sorge vor neuerlichen Attacken am nächsten Morgen bereits im Dunkeln losfahren. Ich versuche, ihn mit meinem Wissen über die Angewohnheiten von Bienen zu beruhigen: «Ich habe noch nie erlebt, dass Bienen in der kühlen Morgendämmerung aktiv sind – geschweige denn stechwütig. Lass uns lieber etwas länger schlafen!»

Doch wer attackiert bereits vor der Morgendämmerung unser Moskitonetz? Ein halbes Bienenvolk! Uns bleibt nur ein Blitz-





start: Schlafsachen zusammenraffen (in solchen Momenten halten wir uns nicht damit auf, die Schnüre des Moskitonetzes abzubinden – das erledigt die Machete schneller!), alles ins Boot werfen, selber ins Wasser springen, das Boot in die Flussmitte schieben und dort die restlichen, im Boot verbliebenen Bienen mit dem Paddel verscheuchen. Erst dann klettern wir ängstlich und voller Sorge ins Boot, denn wir haben wie immer einige der Biester übersehen. Im Boot begutachten wir die neuesten Bienenstiche und bemitleiden uns selbst, da es ja sonst niemand für uns tut.

Trotz allem sind die Wochen der Einsamkeit sehr erholsam. Vielleicht nicht körperlich, aber auf jeden Fall seelisch. Das Licht des Tages, die Hitze der Sonne und der Aktivrhythmus verschiedener Insekten bestimmen unseren Tagesablauf. Nachdem wir aufgestanden sind, versuchen wir möglichst viel Strecke zu schaffen. Unser einseitiges Essen zehrt auf Dauer extrem an den Kräften. Was würden wir jetzt nicht alles für ein Glas eingelegte, saure Gurken geben – was könnte es Schmackhafteres geben? Oder wenigstens etwas scharfe Chilisaucen, die wir an unser Farinha geben könnten, um dem Ganzen etwas Biss zu verleihen. Die Rinderfilets aus Juina bekommen auf einmal eine ganz andere Wertschätzung, wemgleich sie in unseren momentanen Träu-

Am Paddeln. Peter steuert das Boot (l. oben).

Schmetterlinge. Sympathischer Überfall (r. oben)

Ameisen. Mühsame Störenfriede (ganz links).

Tagträume. Von einem solchen Laden träumen Peter und Axel (links).

men deutlich hinter Gemüse rangieren. Wir sind gespannt, woraus unser erstes Essen in der Zivilisation bestehen wird. Werden wir einer einsam wohnenden Familie begegnen, die selber nichts abzugeben hat? Oder treffen wir auf eine kleine Siedlung, in der es möglicherweise einen winzigen Laden gibt, in dem dann aber nicht viel mehr als einige Büchsen Ölsardinen in der Auslage liegen? Solchen Läden sind wir in Amazonien schon öfters begegnet, und sie erscheinen uns im Moment als ungeheuer verlockend. Ortschaften, wo es solche Läden geben könnte, sind auf unserer Karte jedenfalls genug eingezeichnet, besonders auf dem Flussabschnitt, wo wir inzwischen unterwegs sind. Aber es scheint sie nur in der Fantasie der Kartenzeichner zu geben. Woher bekommen diese Leute eigentlich die Ideen für die Namen der Ortschaften? Tres Bocas heisst eine auf der Karte, aber es gibt an dieser Stelle weit und breit keine Flussmündung, geschweige denn drei. Dennoch beginnt in uns ganz leise die Hoffnung zu erwachen, eine dieser Orte möge tatsächlich existieren. Mit einem gut bestückten Laden...

Intakte Natur. Dabei ist gerade jetzt die Flussreise am schönsten. Jeden Tag paddeln wir an zahlreichen Affengruppen vorbei, die sich im Geäst am Ufer tummeln. Aras, Kolibris, Tukane, Amazonen – sich mit Vögeln zu beschäftigen, kann so schön sein. Aber auch andere Tiere sorgen für Abwechslung. Kleine schwarze Wildschweine brechen in riesigen Rudeln von über hundert Tieren aus dem Unterholz. Ein Tapir überquert vor uns den Fluss und schwimmt so schnell, als würde es um sein Leben gehen, als wir uns nähern. So etwas in freier Natur zu sehen, ist wie ein Traum. Wir können nicht genug davon bekommen.

Auch aus der Hängematte lassen sich abends und nachts verschiedene Tiere beobachten. Ein fetter, schwarzer Skorpion krabbelte neben meinen Badelatschen durch. Noch beunruhigender ist jedoch der Anmarsch einer ganzen Kompanie von Blattschneiderameisen. Sie machen es sich unter den Hängematten gemütlich und nicht einmal die mit Insektenschutzmittel getränkten Hängemattenstricke halten sie davon ab, uns zu besuchen. Da bleibt am Morgen wieder einmal nur ein Blitzstart. Tags darauf überfallen uns mitten auf dem Fluss Myriaden von Schmetterlingen. Die stechen zwar nicht, aber wer sich jemals von einem Fliegenschwarm genervt

Hunderte von Flusskilometern unberührter Urwald. Wie lange noch?



Wildnis und Naturparadies. Morgenstimmung über Amazonien (oben).

Erster Kontakt. Fernando freut sich (unten).

gefühl hat, kann sich vorstellen, wie uns zumute ist – trotz der Schönheit der flatternden Insekten.

Völlig unberührter Urwald, hunderte menschenleere Flusskilometer, eine intakte Natur, in die wir nicht wirklich hineingehören, sondern nur Gast sein dürfen – das war die Erwartung an diese Reise. Und sie ist eingetroffen. Wir haben eine intakte Ecke Amazoniens entdeckt und sind froh darüber, dass es solch unberührte Flecken noch gibt. In diese Freude mischt sich aber die Besorgnis, dass dieses Naturerlebnis nicht so bestehen bleibt. Amazonien wird kleiner. Gerodet, verkauft, vergiftet. Noch sind die gewaltigen Rinderfarmen weit im Süden, doch schon gibt es verschiedene Stichstrassen, die sich ins grüne Herz hineinfressen. Längst ist die umstrittene und immer wieder unterbrochene Transamazonica wieder befahrbar. Und wir haben Landkarten gesehen, auf denen unser Naturparadies bereits in Parzellen aufgeteilt ist, wo Strassen, ja ganze Städte eingezeichnet sind.

Muss Fortschritt automatisch mit Zerstörung einhergehen? Können und wollen wir diesen Prozess überhaupt Fortschritt nennen?

Für mich ist es Fortschritt, auf der gesamten Reise keinen Zivilisationsmüll zu sehen. Wo auf der Welt kann man schon so lange reisen, ohne achtlos weggeworfenen Abfall vorzufinden? Unsere Begeisterung für diese Ecke der Erde ist weiterhin ungebrochen – unser Amazonasfieber hat sich sogar verstärkt. Der Laden mit den sauren Gurken kann noch eine Weile warten.

Malariamedizin benötigt. Bei Axel steigt ein anderes Fieber. Er hat sich wieder einmal eine Malaria eingefangen. Seine zehnte bereits. Dummerweise hilft das Medikament, das wir dabei haben, nicht. Wahrscheinlich sind die Malariaerreger resistent gegen die Medizin. Solche Resistenzen sind ein Produkt unserer Zivilisation. Es bleibt uns nichts anderes übrig, als schnell in ein Dorf zu kommen und wirkungsvolle Medizin zu besorgen. Leider ist Axel so geschwächt, dass er mir beim Paddeln keine grosse Hilfe mehr ist. Wir kommen nur langsam voran. Ich paddle, was mein geschwächter Körper noch hergibt, und beneide Axel beinahe ein bisschen um seine Malaria. Er liegt ausgestreckt vorne im Boot, schaut in der Gegend herum oder schläft. Mir versucht er natürlich einzureden, dass er dies nicht geniessen kann...

Völlig unvorbereitet trifft uns nach sechs Wochen der erste Kontakt mit einem Menschen. Fernando lebt oberhalb der letzten beiden grossen Stromschnellen. Seit seine Frau vor sechs Jahren von einem Besuch in der weiter unten am Fluss liegenden Ortschaft nicht zurückkehrte, lebt er alleine. «Ihr war das Leben hier wohl zu hart und zu einsam», meint er achselzuckend. Den Verlust hat er längst überwunden und weder der Onza, der ihm vor zwei Nächten einige Hühner getötet hat, noch seine seit Wochen schwärende Wunde an der Innenseite der linken Hand können ihm die Lebensfreude nehmen. «Bei der Weiterfahrt müsst ihr die beiden kommenden

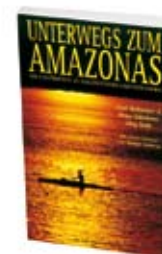
Stromschnellen links umtragen. Gleich danach liegt das erste Dorf. Von dort kommt ihr zu einem Gesundheitsposten, wo ihr Medizin bekommt.»

Als wir ins Boot steigen, steht Fernando am Ufer. Wir spüren, dass er gerne mehr Zeit mit uns verbracht hätte. Noch lange klingen seine letzten Worte in meinem Ohr nach. «Es ist wirklich ganz schön einsam hier.»

die_glocke@yahoo.de

Axel Brümmer (42) und **Peter Glöckner** (40) sind beide in der ehemaligen DDR geboren und aufgewachsen. Der Lehrer und der Schlosser lernten sich durch einen Zufall kennen: Beide wollten die Chance nach dem Fall der Berliner Mauer nutzen und auf Weltreise gehen. Da sie kein Geld hatten, kam als Transportmittel nur das Fahrrad in Frage. Für die Kosten der über fünf Jahre dauernden ersten Reise mussten sie unterwegs in den verschiedensten Berufen arbeiten.

In den vergangenen 20 Jahren machten sie das Reisen zum Beruf und berichten in spannenden Multivisionsshows von ihren Abenteuern. Ausserdem haben sie den Reisebuchverlag «Weltsichten» gegründet, in dem zahlreiche eigene Bücher, aber auch Bücher von Fremdautoren erschienen sind.



Bücher der Autoren:

«**Unterwegs zum Amazonas**»
Mit Faltbooten zu Goldsuchern und Indianern

«**Weltsichten – Fünf Jahre mit dem Fahrrad unterwegs**»

«**Auf Marco Polos Spuren**»

«**Grenzenlose Weite – Radabenteuer quer durch die Wüsten Australiens**»

«**Die Dschunke**»
Vagabunden auf der Seidenstrasse des Meeres

Alle Bücher auf www.weltsichten.de